Der Circusreiter.

Ein Sittengemälde von Ada von Berg.

(89. Fortsetzung.)

Aber ich sollte meinen, das, was ich Ihnen mitgetheilt, wäre wohl im Stande, Ihren Entschluß zu ändern! erwiderte ich ihm. Ihre ganze Stellung ist eine andere geworden.

Nein, nein, Sie irren! antwortete er mir. Freilich, Sie können das kaum begreifen. Und ich zweifle noch immer — verzeihen Sie mir! Wie konnte etwas so Unmögliches geschehen?

Mein werther Graf, sagte ich ihm darauf, die Erzählung dieser Unmöglichkeit ist zu lang, als daß sie hier an einem Herbstmorgen auf einer thauigen Rasenbank geschehen könnte. Sie fühlen selbst am besten, daß Sie heut Ihren Weg nicht fortsetzen können. Kehren Sie also mit mir zurück! Ich gebe Ihnen, wie sich dies von selbst versteht, mein Wort, daß Niemand Sie in Schönruh aufhalten wird, daß Sie mein Schloß verlassen können, wann Sie wollen, und daß Sie dort unbeachtet von Jedermann wohnen werden. Ich wünschte nur, eine Vermittlung zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Oheim möglich zu machen. Sie bleiben ja nichtsdestoweniger der Herr über Ihre Entschlüsse. Niemand kann Sie zwingen.

Gut! antwortete er darauf. So geben Sie mir ein kleines Zimmer in Ihrem Schlosse, in welchem ich mich den Tag über ungesehen aufhalten kann. Meine Ansichten werden sich nicht ändern. Aber man soll wenigstens nicht von mir sagen, daß ich nichts hätte hören wollen. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen.

Ich bot ihm darauf, weil ich fürchtete, daß er ermattet sei, mein Pferd an. Aber er wollte sich desselben nicht bedienen und schritt langsam neben mir her dem Schlosse zu. Wir sprachen kein Wort mit einander. Den Kopf tief gebeugt schien er ganz in seinen Gedanken versunken, und nur zuweilen hörte ich etwas wie einen Seufzer der Erleichterung. Er war natürlich immer noch in seinem einfachen Arbeiter-Anzug. Um also jedes Aufsehen zu vermeiden, verließ ich ihn in der Nähe des Schlosses, benachrichtigte meinen Amtmann davon, daß er diesem Manne ein stilles Zimmer einzuräumen habe, und begab mich dann zu Ihrem Neffen, um ihm Alles mitzutheilen, was ich über Ihre und Ihres Bruders Angelegenheit wußte.

Dennoch bemerkte ich nicht, daß seine Miene sich wesentlich aufgeheitert hätte. Er athmete freier, aber derselbe düstere Ernst blieb auf seiner Stirn. Ich sagte ihm, daß ich Sie sogleich benachrichtigen würde und auch er bat um Papier und Feder, um an Sie zu schreiben. Damit verließ ich ihn.

Dies ist nun der Hergang des heutigen Tages. Was in dem Herzen Werner's vorgeht, weiß ich nicht. Ich hege Vermuthungen in dieser Hinsicht, bin aber meiner Sache nicht sicher. Jedenfalls wird er so lange in Schönruh bleiben, bis ein Brief von Ihnen eingetroffen ist und bis er Ihnen geantwortet hat.

Ich grüße Sie von ganzem Herzen!
Ihr E. G. v. Wildenau.
Schönruh, 27. Oktober 1855.

VI.

Arnold Hasselstein an Werner.

Mein theurer Neffe!

Ich eile, um Ihnen in vollster und freudigster Aufregung diese Zeilen zu senden und Ihnen zu sagen, daß mich nichts glücklicher gemacht hat, nichts glücklicher machen kann, als die Gewißheit, Sie unter den Lebenden und in unserer Nähe zu wissen.

Der Graf Wildenau, dem ich diese Nachricht verdanke, schreibt mir, daß Sie bereits von den wesentlichen Thatsachen, die sich in letzterer Zeit ereignet, unterrichtet seien. Ich habe Ihnen also nur wenig zu sagen. Vor allem will ich nun meine unendliche Freude darüber aussprechen, daß Sie einer so schweren Krankheit glücklich entgangen sind, und daß die Güte der Vorsehung Sie unter den Schutz eines Freundes führte, dessen Anstrengungen allein wir es zu verdanken haben, daß Sie noch leben, und daß wir Ihren Aufenthalt kennen. Ich würde mich noch weiter darüber aussprechen, aber ich fühle die Verpflichtung, keine Minute länger zu zögern, um Ihnen das zu sagen, was hier sogleich folgen soll.

Der Art, wie wir uns kennen lernten, unserer gegenseitigen Verpflichtungen erinnern Sie sich gewiß, und wenn mich nicht Alles täuscht, so theilen Sie auch die aufrichtige Sympathie, die ich für Sie empfand. Wäre das nicht gewesen, weshalb hätten Sie dann gerade mich als denjenigen bezeichnet, der Ihre Bekenntnisse in Empfang nehmen sollte? Und daß ich es war, darin liegt wieder ein Fingerzeig, daß eine höhere, weisere Hand unsere Schicksale regiert. Bei jedem Andern hätten diese Bekenntnisse nur Theilnahme und Mitleid hervorrufen können. Für mich aber waren sie die Quelle der größten Freude und zugleich des tiefsten Schmerzes, denn sie zeigten mir, daß derjenige, den ich bis dahin geliebt hatte, mein Neffe und meiner Liebe werth sei, und ließen mich doch zugleich annehmen, daß ich den einzigen Menschen, an den das Band der Blutsverwandtschaft mich kettet, in dem Augenblicke verloren habe, in dem ich ihn gefunden.

Jetzt bin ich über diese traurigen Befürchtungen beruhigt und ich athme so leicht wie nie. Ich wäre sogleich zu Ihnen geeilt. Aber die Pflicht fesselt mich an das Krankenlager des Vicomte d'Argenteuil, desselben, den Sie einst so tief verwundet haben. Er ist ein braver Mann durch und durch, und wenn es der Kunst der Aerzte und meiner Pflege gelingt, ihn zu retten — was aber leider immer noch zweifelhaft ist — so bin ich überzeugt, wird er einer Ihrer besten Freunde werden. Genug, anstatt zu sprechen, muß ich schreiben, und ich will es kurz thun, obgleich es mir, dem sonst wortkargen Manne, schwer wird, meine freudige Erregung zu mäßigen.

Mein Verhältniß zu Ihrem Vater kennen Sie. Eine Versöhnung zwischen uns ist unmöglich, würde auch zu nichts führen. Alles, was ich thun kann, ist diese düstere Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen und nicht vor die Gerichte zu bringen. Es scheint mir, als würde bald der Fall eintreten, der uns in dieser Hinsicht jeder weiteren Bedenklichkeit überhebt — ich meine den Tod Ihres Vaters. Denn nach Allem, was mir Fleuron über den Zustand desselben mittheilt, befindet er sich im Stadium langsamer Auflösung. Sein entnervter Körper, in der letzten Zeit nur noch durch die Aufregungsmittel des verrätherischen Breitenfeld aufrecht erhalten, bricht täglich mehr und mehr zusammen. Bald wird er vor jenem Richter stehen, der gerechter ist, als alle irdischen.

Wie nun auch sein Testament verfaßt sein mag, ob er Sie enterbt hat, oder nicht, ob es mir gelingt, später noch zu beweisen, daß ich der ältere Graf Hasselstein bin — jedenfalls mögen Sie um Ihre Zukunft unbesorgt sein. Sie sind der einzige Erbe der Familie Hasselstein, da ich selbst kinderlos bin. Eine Enterbung ist meiner Ansicht nach in diesem Falle gar nicht zulässig, und selbst, wenn der schlimmste Fall einträte, und Sie weder das Majorat erhielten, noch ich den Besitz desselben wieder antreten dürfte, so bin ich reich genug, reicher als die Mehrzahl unserer Majoratsherren, und Sie sind mein einziger Erbe. Wenn nun auch meine Ansichten über die Majorate in den Jahren meiner selbständigen Thätigkeit in Amerika mannigfach verändert worden sind, so versteht es sich dennoch von selbst, daß Alles aufgeboten werde, um Ihnen die Rechte zu sichern, die Sie zu besitzen glaubten, ja mehr noch, Sie haben die Verpflichtung, mit allen Ihren Kräften danach zu streben, daß unsere Familie nicht nur ihren einstigen Glanz bewahre, sondern sogar vermehre. Sie haben alle Eigenschaften dazu, und ich trete Ihnen von vornherein alle meine Rechte ab. Ich selbst werde nie wieder öffentlich als Graf von Hasselstein mich zeigen und das Majorat antreten. Sie aber müssen es thun. Deshalb ist es nothwendig, daß wir uns bald sprechen, daß Sie sogleich nach Berlin herüberkommen. Moralische Bedenken können Sie jetzt nicht mehr abhalten, nachdem ich selbst, als der einzige und wahre Erbe, Sie in die vollen Rechte des Majoratsherrn einsetze. Andere Skrupel hoffe ich zu beseitigen. Genug, es ist vor allen Dingen nöthig, daß wir uns sehen und sprechen. Graf Wildenau, einer der vortrefflichsten Männer, ist ganz meiner Ansicht.

Also kommen Sie, mein theurer Neffe, mein lieber Sohn! Gott weiß, daß mir nichts auf der Welt eine so große Freude gemacht hat, als zu wissen, daß Sie mein Neffe, und daß Sie gerettet sind.

Berlin, 28. Oktober 1855.
Arnold Hasselstein.

VII.

Graf Werner an den Grafen Arnold.

Mein verehrter, mein geliebter Oheim!

Verlangen Sie von mir keine ruhige, klare Auseinandersetzung: — Ein Mensch, der die Nachwehen des Fiebers noch in seinen Adern fühlt und der durch die Mittheilung der wichtigsten Ereignisse in neue Aufregung versetzt worden, die ihm jene Fieber-Phantasien wieder zurückruft, kann nicht ruhig, klar und bestimmt schreiben. Nur drei Gefühle sind es, deren ich mir klar bewußt bin: das Gefühl unendlichen Dankes gegen die Vorsehung, daß sie das schwerste Verhängniß von meinem Dasein genommen, daß ich nicht mehr der Sohn eines Mörders bin — ferner das Gefühl tiefsten Dankes für Alles, was Sie an mir gethan, was Sie noch an mir thun wollen, und endlich das Gefühl, daß ich nun und nimmermehr annehmen kann, was Sie mir bieten, daß meine Stellung in der menschlichen Gesellschaft von jetzt ab eine durchaus andere sein muß.

Ueber den ersten Punkt zu sprechen, vermag ich nicht. Sie wissen aus meinem Bekenntniß, wie unbeschreiblich ich gelitten habe, als ich die Schuld meines Vaters erfuhr. Sie werden also leicht errathen, wie groß jetzt meine Freude sein muß. Bleibt auch mein Vater gleich schuldig, so ist doch das Verbrechen selbst nicht mehr vorhanden. Sie leben und mit Ihnen lebe auch ich wieder.

Was das Zweite, meinen Dank gegen Sie anbetrifft, so ziemt es sich, unter Männern so wenig als möglich darüber zu sagen. Daß Sie so handeln, daß Sie mich in Wahrheit als Ihren Neffen betrachten, nachdem Sie mir früher auf so mannigfache Weise Ihre Zuneigung zu erkennen gegeben, das ließ sich von Ihnen erwarten, und die Achtung, die ich stets für Sie empfand, ist wahrlich nicht vermindert worden, seit ich weiß, daß ich Sie als meinen Oheim lieben darf. Ach wie glücklich wäre ich gewesen, hätte Sie Ihr Geschick früher nach Europa zurückgeführt. Jetzt ist es zu spät. Und damit erreiche ich den dritten Punkt: die Gründe, die mich abhalten, sogleich zu Ihnen zu eilen und mit freudiger Bereitwilligkeit all' das Gute anzunehmen, das Sie mir so liebevoll bieten.

Ich komme nicht, weil ich es weder jetzt noch jemals annehmen kann, und weil ich Ihnen und mir die Qual einer persönlichen Zusammenkunft ersparen möchte, die meinen Entschluß wohl erschüttern, aber nicht ändern kann.

Aus dem Bekenntniß, das ich Ihnen zurückgelassen, haben Sie meine Qualen ersehen, und wissen, wohin das furchtbare Verhängniß mich geführt hat, das auf mir lastete. Fasse ich in wenige Worte zusammen, was ich damals that, so muß ich sagen: Meine Unruhe, meine Verzweiflung, die Zerrissenheit meines Herzens schleuderten mich in ein Leben, das meiner unwürdig war. Ich suchte mich zu betäuben, und weil die gewöhnlichen Mittel mir nicht auszureichen schienen für die Größe meines Leidens, griff ich zu ungewöhnlichen. Die einfachen Worte Lisbeth's, die nicht begreifen konnte, wie ich mich einer so leichten, unwürdigen Beschäftigung gewidmet, brannten in meinem Herzen. Es war mir, als hörte ich stets eine dämonische Stimme neben mir flüstern, die über meine Schwäche, meine Unmännlichkeit spottete, und mich aufforderte, neue Vergessenheit in neuem Rausche zu suchen. Aber ich fand keine Vergessenheit mehr. Mein Herz war abgestumpft gegen jede Zuckung der Leidenschaft. Jene Stimme schwieg nicht mehr, selbst nicht im wildesten Taumel des Vergnügens. Das Dasein wurde mir unerträglich und als endlich jener Auftritt auf dem See erfolgte, den Ihnen der Vicomte mitgetheilt haben wird — als jenes junge Mädchen sich in das Wasser stürzen wollte, nur um nicht von meiner verbrecherischen Hand berührt zu werden — da ergriff mich der Wahnsinn. Ich sah mich ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft und stürzte mich in die Wellen, gleichviel ob sie mich vernichteten oder zu neuer Qual an's Ufer trugen.

Der Graf von Wildenau, auf dessen Besitzung ich Schutz fand, wird Sie davon unterrichtet haben, wie lange meine Krankheit gewährt. Ich weiß es selbst nicht genau; ich weiß nur, daß ich in den Tagen der Genesung Muße genug fand, über mein vergangenes Leben nachzudenken und mich mit der Zukunft zu beschäftigen. Ich muß leben, und mein Leben muß der Reue, der Buße, der Besserung gewidmet sein.

Deshalb, mein theurer Oheim, weise ich Ihre Anerbietungen zurück, und bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Ihnen Schmerz dadurch bereite. Ich kann nicht wie ein anderer Mensch unter den Menschen leben. Früher suchte ich Betäubung meiner Qualen im Rausche der Leidenschaft, jetzt will ich versuchen, ob ich das, was ich verbrochen, durch ein ernstes, stilles Leben, durch rastlose Bemühung, der Menschheit nützlich zu sein, wenigstens zum Theil sühnen kann. Vielleicht werden Sie sagen, ich könne diesen Zweck am besten erreichen, wenn ich auch mit äußerlichen Mitteln ausgestattet sei. Das mag sein, und ich weise deshalb für die Zukunft nicht Alles zurück, was Sie mir anbieten, wenn ich es auch nicht in seinem ganzen Umfange annehme. Aber Sie müssen mir gestatten, den Zeitpunkt, in welchem ich mir diese Freude bereite, selbst zu bestimmen. Noch darf ich es nicht. Mein Weg wird mich durch Entbehrungen, durch Entsagung führen; kein irdisches Glück darf mich davon abziehen, ich darf weder nach rechts, noch nach links blicken. Jetzt kann ich freilich den Gedanken nicht fassen, daß je eine Zeit für mich kommen werde, in der meine Brust freier athmet. Aber es ist doch immer möglich, und ich will nicht ganz verzweifeln. Dann, wenn Sie es wünschen, will ich diejenige Stellung zu Ihnen einnehmen, die Sie mir anweisen werden. Jetzt aber stehe ich allein, muß ich allein stehen. Versuchen Sie nicht, mich diesem Entschluß untreu zu machen. Er wurzelt tief in meiner Seele. Ich will Ihnen nicht entfliehen. Im Gegentheil, der einzige Trost, den ich mir gestatte, soll derjenige sein, Ihnen mitzutheilen, welchen Einfluß das neue Leben, das ich führen werde, auf mein Herz und meinen Geist übt, und von Ihnen flüchtige Nachrichten über Diejenigen zu empfangen, die den traurigen Pfad meines Lebens durchkreuzt haben.

Mehr darf ich mir nicht gestatten.

So leben Sie wohl! Ich verlasse morgen diesen Ort. Was ich thun werde, weiß ich augenblicklich noch nicht. Dank, Dank für Alles, was Sie gethan! Aber ich würde Ihnen nicht dankbar sein, wenn Sie es versuchten, Einfluß auf mein neues Leben zu üben. Denn ich selbst wünsche, daß das Schicksal mir mein Dasein erschwere. Ich glaube, ich kann viel ertragen. Jetzt muß ich die ernste Probe bestehen. — Leben Sie wohl, mein theurer Oheim. Gott erhalte Sie!

Schönruh, 29. Oktober 1855.
Werner.

(Fortsetzung folgt.)

Als mein Onkel seinen Haber auf den Markt warf.

Von Fritz Müller (Zürich).

Das war eine schöne Geschichte.

Nun war mein Onkel an der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek pensioniert und hatte nichts zu tun. Zuerst ging's noch. Da las er wochenlang alle alten Bände der Fliegenden Blätter herunter. Zum Ausgleich, sagte er, gegen die hyperwissenschaftliche Literatur, in die er dreiundzwanzig Jahre lang auf der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek eingewickelt war.

Aber der Ausgleich kam nicht, sagte er. Er hinge noch immer nach der Bibliothekseite über, meinte er. Da könne nur die Landwirtschaft helfen, kalkulierte er. Die Landwirtschaft mit ihrem Erdgeruch, sagte er. Die gütige Mutter, welche ... und so weiter, meinte er.

„Was meinst du dazu, Fritz?" fragte er mich. Denn er kam jeden Tag dreimal zu mir. Denn er hatte Zeit, sehr viel Zeit. Und ich keine.

„Recht hast du, lieber Onkel", sagte ich. Denn als Neffe gegen einen Onkel opponieren, hat doch keinen Sinn und wäre gegen alle Kleiderordnung.

Also, Landwirtschaft war die Parole. Und der nächste Gang zur Bibliothek. Mit sechsunddreißig Büchern über Landwirtschaft kam er zurück. Er schichtete sie auf seinem Pult zu Pfeilern auf. Und zwischen diesen Pfeilern verbrachte er die nächsten dreizehn Wochen.

Das Ergebnis war eine Erdbeerkultur. Das heißt, der Entschluß zu einer solchen. Wochenlang redete er nur von Erdbeeren, von Exportmöglichkeiten, von Erdbeerkonjunkturen, von Erdbeerschüssen.

„Ueberschüsse", sagte ich, „wieviele Prozent Rentabilität hast du herausgebracht?"

„Hier sind die Ziffern", sagte er, „Einnahmen und Ausgaben pro Tagwerk. Ich weiß nicht, wie man die Prozente findet. Du verstehst die Rechnerei ja besser. Willst du vielleicht so gut sein ...?"

Was kann ein Neffe anders tun als gut sein? Ich setzte mich also hin und rechnete — rechnete lange ... Mein Onkel sah mir zu.

„Na, wieviel Prozent?" fragte er alle anderthalb Minuten.

Schließlich hatte ich's.

„Hundertdreiundzwanzigdreiviertel Prozent", sagte ich.

„Um Gotteswillen," sagte mein Onkel, „das ist ja unmöglich!"

„Bitte, Onkel", sagte ich, „auf Grund deiner Zahlen muß es diese Rente geben—es müßten denn deine Zahlen ..."

„Bitte, meine Zahlen ergeben sich aus der erstklassigen Erdbeerliteratur der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek!"

„Ja, dann weiß ich nicht, wie diese Riesendividende ..."

„Dividende? Dividende? Bin ich vielleicht eine Aktiengesellschaft — ich bin eine Landwirtschaft, verstehst du?" sagte er ärgerlich.

Ich nickte. Was soll ein Neffe anders tun als nicken, wenn sein Onkel von sich sagt, er wäre eine Landwirtschaft?

Mein Onkel dachte lange nach. Dann sagte er:

„Hundertdreiundzwanzig Prozent Rentabilität sind eine Unanständigkeit, verstehst du?"

„Natürlich", sagte ich, „besonders wenn man sie nicht hat. Solche Renten schießen nicht wie Spargel auf."

„Spargel sagst du, Spargel? Das ist eine Idee. Vielleicht, daß es mit Spargeln besser geht."

Und dann schleppte er die gesamte Spargelliteratur der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in seine Wohnung an der Löwengrube. In seinen Reden schossen jetzt die Spargel auf, daß es knisterte. Es konnte zu ihm einer sagen was er wollte — in weniger als drei Minuten war er bei dem Thema Spargel angelangt.

„Wie denken Sie über die Lage in Japan?" fragte einer.

„Ja wissen Sie, wenn die Kerle anstatt ihres blöden Reises Spargel ..."

Oder einer fragte nach der Wetteraussicht:

„Für uns nicht übel, aber für die Spargel ...", gab ihm mein Onkel nachdenklich zur Antwort.

„Glauben Sie, daß sich die beiden Nebenbuhler schießen werden?" fragte ihn ein dritter.

„Nein, aber meine Spargel werden jetzt bald aus der Erde schießen" sagte mein Onkel zuversichtlich.

Aber es kam nicht so weit. Denn wieder ergab eine Rentabilitätsberechnung dreiundzwanzig Prozent Dividende.

„Nein, das wäre Wucher", sagte mein Onkel und verzichtete schweren Herzens auf die Spargelkultur. Denn, sehen Sie, mein Onkel ist nun einmal so. Er kann das viele Geld nicht leiden.

Und dann war es, daß er auf den Haber kam. Einer hatte ihm gesagt, der Haberbau ergäbe etwa sechs Prozent, „wenn man sich dazu halte."

Und, ich muß sagen, mein Onkel „hielt sich dazu". Er kaufte ein Tagwerk weit vor der Stadt draußen, dreiundzwanzig Kilometer in der Luftlinie von der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek entfernt. Ich durfte — nein, ich mußte — mit ihm gehen und es sehen. Aber sehen war ihm nicht genug. Er nahm mich bei der Hand und umschritt es siebzehnmal mit mir, worauf er sagte:

„Ist es nicht wundervoll? Ist es nicht wundervoll?"

„Wundervoll", sagte ich, „einfach wundervoll".

Dann ging er mit mir ins Wirtshaus „zum grünen Stadtfrack". Der Wirt zum grünen Stadtfrack war ein langer Bauer, bieder über und über.

„Cenzi!" rief er von dem Ledersofa aus, auf dem er saß, „zwoa Maß für zwoa Sommerfremde."

„Ich bin kein Sommerfremder, guter Mann", erklärte mein Onkel, der Hof- und Staatsbibliothekar außer Dienst.

„Soo", sagte der Wirt zum grünen Stadtfrack, und erhob sich halb von seinem Sofa, „was san S' denn nacha, wenn S' koa Sommerfremder san, san S'?"

„Ein Ansässiger, ein hiesiger", sagte mein Onkel mit Würde.

„Na, mei Liaber, sagte der Wirt und richtete sich entrüstet voll auf seinem alten Ledersofa in die Höhe, daß es ächzte, „na, mei Liaba, dös macha S' ma fei net weis, mit die Hiesigen bin i allesamt verwandt, mei Liaba — Sie, mei Liaba — da hört si do scho alles auf, mei Liaba — jetzt a solchener Schwindel, mei Liaba ...'

„Aber ich habe doch ein Grundstück hier gekauft, am Kreuzfeld droben, hinterm Fichtenwald ...", wendete mein Onkel ein.

„So — sooo — a Grundstück ham S' eana kauft — so — sooo, a Grundstück? Nacha san S' also a Zugroaster."

„Zugereist oder nicht", sagte mein Onkel, „ich will Haber darauf anbauen ..."

„An Haber? Jessas, an Haber? Ja, Himmikreizdividomini, an Ha—a—ber woll'n S' anbaun'n drauf?" Er war wild bewegt geworden, der Wirt „Zum grünen Stadtfrack".

„Ja, und da habe ich mir gedacht, ob Sie nicht vielleicht die Bestellung übernehmen wollten, Herr Wirt?"

„Jii ...?" sagte der Wirt, und sein Gesicht ging aus dem Leim, „Jii, sag'n S'? Cenzi, no an Hab — no a Maß ..."

Inzwischen hatte ihm mein Onkel seine Visitenkarte überreicht, was bei dem Wirt „Zum grünen Stadtfrack" einen Respektsumschwung erzeugte.

„Alsof, an Haber sag'n S', Herr keeniglicher Bibldekaar — ja freili übernehm i den Haber —, warum sollt denn i den Haber net nehmen?"

„Aber zuerst müssen Sie den Haber doch bestellen — ackern — rigolen — aussäen — mähen — dreschen — Sie verstehen?"

„Freili, freili — o mei, das wern ma glei ham, Herr Bibldekaar, da könne Sie si ganz auf mei verlass'n, Herr Bibldekaar."

„Und wenn dann der Haber geerntet ist, dann will ich ihn entweder an Sie verkaufen, oder — oder — — ich werde ihn auf — auf — na, wie heißt es doch gleich, Fritz?" wandte sich mein Onkel an mich.

„Oder du wirfst deinen Hafer auf den Markt", sagte ich.

„Ganz richtig," sagte mein Onkel mit Nachdruck, „oder ich werfe meinen Haber auf den Markt — auf den Weltmarkt, Fritz, nicht wahr?"

„Jawohl auf den Weltmarkt, Onkel."

„Also, auf den Weltmarkt, Herr Wirt, verstehen Sie, auf den Weltmarkt!"

„Jawohl Herr Bibldekaar, jawohl, i versteh alles, und i dank auch recht schön für den Auftrag, Herr Bibldekaar."

„Siehst du, Fritz", sagte mein Onkel auf der Heimreise, „so macht man das mit diesem Landvolk. Und nun soll du einmal sehn, was für ein wundervoller Haber das da draußen wird, auf meinem Grundstück, was für ein Riesenvollhaber, ein goldgelber — übrigens, weißt du vielleicht, wie der Haber jetzt im Preise steht?"

„Da brauchen wir nur im Handelsteil von der Zeitung nachzuschlagen — hier — siehst du, auf der letzten Seite, unter „Warentelegramme", erklärte ich, „186½ loco ultimo August."

„Ultimo August sagst du? Ausgezeichnet, das stimmt gerade — bis dahin ist mein Haber auch gedroschen — den Preis will ich mir merken — weißt du, man kann da nicht vorsichtig genug sein bei den Unterhandlungen mit diesem Landvolk — also 186½ loco — ausgezeichnet — ausgezeichnet .."

Am nächsten Sonntag zeigte mir mein Onkel einen Brief.

„Wäter Herr Bibldekaar! Steina sind in Ihren Acker, Herr Bibldekaar, Steina, daß es eine Schand ist. Eine leichte Arbeit ist das nicht, Herr Bibldekaar. Zviert arbeiten mir jetzt dran, i der Huber Marl der Breitmoser Xaver und am Hinterbauern sei Theres. Und wegfarren missen mir die Steina auch bis zum Bach nieber auf der andern Seitn des hätt kei Mensch denkt daß des a solchene Arbeit gibt kennens an Kopratter selber fragn, der is dabei gstandn und hat zugschaut die ganze Zeit. Es grißt Sie freindlich

Joseph Stenz
Gasthaus „Zum grünen Stadtfrack."

„Hm," sagte ich, „ich glaube, billig wird das nicht, Onkel?"

„Ist ja nicht schlimm", meinte mein Onkel wohlgemut, „wenn auch die Rente ein Prozent weniger gibt. Fünf Prozent sind auch noch ganz schön, nicht?"

„Natürlich," sagte ich, „natürlich, Deutsche Reichsanleihe zum Beispiel gibt nur drei Prozent."

Dann war eine lange Pause nach der Haberaussaat. Erst gegen den Sommer zu kam wieder ein Brief.

„Wäter Herr Bibldekaar! I glaub allewei mir wern a Mauer drumherum macha missen. Spitzbum gibts ja da herum schon daß a Schand is. Sicher is sicher wissens Herr Bibldekaar und des mechtens do auch net ham, daß eana ihr ganzer Haber zammgstohln werd. Aber an Arbejt werds scho kosten die Mauer Herr Bibldekaar a sakrische Arbeit, aber Sie kenne sie scho verlassn auf mi und aufn Huber Marl und an Breitmoser Xaver und aufn Bachbauern sei Veronika. An Hinterbauern sei Theres nemma ma nimmer de hat koa gut ta. Freili billig werd die Mauer grad net Herr Bibldekaar, was moanens denn alle die Steina wieder aus dem Bach drüm herüberschleppn des is fei kei schlechte Arbeit Herr Bibldekaar. Es grißt Sie freindli

Joseph Stenz
Gasthaus „Zum grünen Stadtfrack."

„Ein langer Brief, Onkel," sagte ich vorsichtig, „ein langer Brief für einen Bauern, nicht?"

„Ja," sagte mein Onkel, „ich fürchte nur, es wird auch eine lange Rechnung geben. Aber das mit der Mauer wird man wohl machen müssen. Eine Vogelscheuche nützt da nichts. Und ich kann mich doch auch nicht hinausstellen. Na, weißt du, wenn der Acker diesmal auch nur drei Prozent bringt, so wie deine Reichsanleihe ..."

Wieder vergingen einige sonnige Wochen. Wieder saß ich, wie alle Tage, in Onkels Stamm-Café, hinten in der Ecke, wo die Anna bedient, und las Zeitungen. Da kam mein Onkel mit einem strahlenden Gesicht zur Türe herein.

„Nun, was meint ihr", rief er schon von weitem, „was ich hier habe?" und dabei schwang er eine schmale blaue Düte.

„Doch nicht ein Muster von deinem Haber, Onkel?" sagte ich.

„Erraten!" rief er. „Eben ist es mit der Post gekommen — da, schaut her."

Und er goß die Handvoll Haberkörner auf den weißen Marmortisch voller Stolz und Freude. Das ganze Café lief zusammen, um Onkels Haber anzuschauen.

„Ein wunderschöner Haber," sagte einer.

„Der kommt aus Rußland oder da herum," sagte ein Sachverständiger.

„Aah woher denn," löste ihn ein anderer Sachverständiger ab, „das ist ein amerikanischer Haber, erste Qualität, ich werd' mich doch auskennen, wo ich doch zwanzig Jahr lang ..."

„Das kann grad so gut a hiesiger Haber sein, von einem besonders guten Acker," sagte der Cafétier und rieb ihn prüfend zwischen seinen Fingern.

Während all den Reden saß mein Onkel leuchtend da und liebkoste den Haber — seinen Haber ...

Wieder ging eine Woche ins Land. Wieder saßen wir im Café.

„Du, Onkel," sagte ich, „jetzt muß der Haber schon geerntet sein. Da in der Zeitung steht es, daß allenthalben der Haber gut hereingebracht ist. Und gestiegen ist er auch im Preis. Schau — da steht es — 200¾ loco. Du solltest deinem Wirt „Zum grünen Stadtfrack" schreiben, daß du ihm den Haber auch zu diesem Preise lassen willst."

„Hm, meinst du? Aber wenn er jetzt noch weiter steigt? Was meinst du, wenn wir meinen Haber einlagern würden, weißt du, bis zum Winter, wenn der Preis recht hoch geht?"

„Oder niedriger", sagte ich, „das kann man nie wissen. Vielleicht lagerst du die Hälfte ein und die andere Hälfte verkaufst du zu 199¾ loco an den Wirt."

„Jawohl, das will ich machen", sagte mein Onkel und schrieb am gleichen Tage einen langen Brief an den Wirt zum grünen Stadtfrack."

Zwei Tage ... kam die Antwort.

„Wärter Herr Bibldekaar! Also indem daß Sie mir den Haber verkauffn wolln des is scho recht. Aber indem daß kei Haber da is kann ich doch auch kein Haber kauffn. Indem der Hackelschlag die eine Helfte von Ihrem Acker aufgrässn hat Herr Bibldekaar und die andre Helfte is halt doch gstolln worn in der Nacht wo kei Mauer auch net helfen tut Herr Bibldekaar und das Ackern und Rigolln und die Sämerei und die Arbeit mit die Steina heraustun aus dem Acker und hinüber zum Bach und wieder herieber vom Bach zu der Mauer alles miteinanbe billixt zweihundertacht March und fimfafufzig Pfehnig loco mit Postanweisung. Es grießt Sie freindlich

Joseph Stenz,
Gasthaus „Zum grünen Stadtfrack."

Unsere

Schnittmuster-Offerte

9335.

Damen-Dressing Sack oder Negligee.

Weiße japanische Seide mit feinen Spitzen wurden für dieses Kleidungsstück benutzt. Es liegt lose an dem Körper, mit kurzen Aermeln und einem tiefen Kragen, zugespitzt über den Rücken. Tiefe Falten vornen geben die nötige Völligkeit. Das Muster kommt in 3 Größen: klein, mittelgroß und groß. Es benötigt 2¾ Yards 36zöll. Stoff für die mittlere Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No....... —Größe
....Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name.......
No...... Straße.......
Stadt.......

Ein ungelöstes Problem.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen hielt nicht viel von der Akademie der Wissenschaften, aber er fand Vergnügen daran, ihr zuweilen seltsame Fragen vorzulegen. So verlangte er einst Antwort und Auflösung auf folgende Anfrage: „Woher kommt es, daß zwei aneinandergestoßene Champagnergläser keinen so hellen Klang geben, wie zwei mit jedwedem anderen Wein gefüllte?" Die Akademiker waren um eine Antwort nicht verlegen. Sie schrieben am selben Tag noch zurück: „Da sie nicht genug Geld hätten, Champagner zu trinken, könnten sie die Aufgabe nicht lösen." Der König lachte laut über diese weise Antwort und schickte der physikalischen Klasse zwölf Flaschen feinsten Champagners mit der Aufforderung, sie auf seine Gesundheit zu trinken. Das geschah auch pünktlich — aber die Aufklärung über die

— Aus der Schule. Lehrer: „Nenne mir ein Sprichwort, Müller." Müller: „Aller Anfang ist schwer." Lehrer: „Und Du auch eins Schulz." Schulz: „In der Not frißt der Teufel Geflügel."

— Aus einem Zeitroman. . . . doch schon packte ihn die Nemesis am Papierkragen.

— Verplappert. Dame: „O, ein Jäger ist mir etwas Entsetzliches! Wie kann man ein Vergnügen darin finden, so unschuldige Tiere zu quälen!" Sonntagsjäger: „Ja, ich könnt's auch nicht!"